

MS AURELIA · BAND 1

LESEPROBE



KEIN LANDGANG

Roman

M. R. SORELL

MS-AURELIA-REIHE · BAND 1

Kein Landgang

Roman · Leseprobe

M.R. Sorell

© 2026 M.R. Sorell. Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist ein Werk der Fiktion. Handlung und Figuren sind frei erfunden; Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären zufällig und unbeabsichtigt. Alle sexuell handelnden Figuren sind volljährig.

Dieses Buch enthält explizite Szenen und wird für Leserinnen und Leser ab 16 Jahren empfohlen.

Teile dieses Buches wurden mit Unterstützung künstlicher Intelligenz erstellt und überarbeitet.

M.R. Sorell ist ein Pseudonym. Verantwortlich i. S. d. Landespressegesetzes: Michael Stephan, Friedenstraße 14, 90513 Zirndorf, Deutschland.

Kontakt: kontakt@mrsorell.de · Web: mrsorell.de

Umschlaggestaltung: M.R. Sorell

Diese Leseprobe enthält die ersten beiden Kapitel des Romans.

1. Auflage 2026

1 · An Bord

Ich bin zwanzig und habe gerade einen sicheren Job gekündigt, um auf einem Schiff fremde Betten zu beziehen. Meine Mutter hat gesagt, ich halte es keine drei Wochen durch. Der Asphalt vor dem Crew-Terminal flimmert, mein Rollkoffer klappert ungeduldig über die Pflastersteine, und irgendwo zwischen Schulterblatt und Rucksackriemen pocht ein Muskel im Takt eines einzigen Satzes: Jetzt gibt's kein Zurück mehr, Lina.

Vor mir: ein Schild mit dem Logo der Reederei. Hinter mir: die letzten Wochen meines alten Lebens. Und irgendwo dazwischen: ich. Mit verwaschener Jeans, hellblauem T-Shirt und einem leichten Zittern in den Knien.

Ich habe es tatsächlich geschafft. Die Bewerbung, das Zoom-Interview mit dieser zu perfekt lächelnden HR-Frau, der Sprachtest, die medizinische Untersuchung. Alles hat sich angefühlt wie ein Spiel, das ich nie gewinnen würde. Und dann: die Zusage. Eine nüchterne E-Mail mit dem Boarding-Datum. Ich habe sie dreimal gelesen und danach nur dageessen, minutenlang, und versucht, mein Grinsen zu verbergen. Auch wenn niemand da war.

Ist das Mut? Oder bloß Flucht?

Ich bin nicht hergekommen, um mich zu verlieben. Ich will raus. Weg. Luft holen. Mich wieder spüren. Keine festen Pläne – nur die Hoffnung, dass irgendwo da draußen etwas auf mich wartet, das mich wieder lebendig macht.

„First time?“

Die Stimme reißt mich aus meinen Gedanken. Eine Frau, vielleicht Mitte dreißig, dunkler Pferdeschwanz, Trillerpfeife am Band. Crew-T-Shirt mit Namensschild. Ich nicke.

„Pass, Boarding-Email und Impfnachweise, bitte.“

Ich reiche alles zögerlich hin, und sie nimmt es mit geübter Routine. Kein Lächeln. Kein Aufhebens. Nur ein genervtes „Hinter dir anschließen und warten, bis dein Name aufgerufen wird.“

Also warte ich. Und atme. Und denke an nichts – oder zu viel.

In mir mischen sich Aufregung und ein flatterndes Gefühl tief im Bauch. Erwartung, wie vor einem Sprung ins Wasser, ohne zu wissen, ob es warm ist oder kalt.

Ich bin nicht allein hier, das wird mir jetzt erst richtig klar. Die Schlange vor dem Terminal ist länger, als ich gedacht hatte, und lauter. Zwanzig Leute vielleicht, aus einem Dutzend Ländern, jeder mit einem eigenen Koffer und einem eigenen Grund, ausgerechnet heute hier zu stehen. Pässe wandern von Hand zu Hand, Impfnachweise werden hochgehalten wie Beweisstücke vor Gericht, und die Frau mit der Trillerpfeife ruft Namen auf, die sie sich sichtlich mühsam zurechtlegt. Jedes Mal hebt sich irgendwo in der Reihe eine Hand, jemand tritt vor.

Vor mir steht ein Mann, vielleicht Ende vierzig, mit der Ruhe von jemandem, der das hier nicht zum ersten Mal tut. Sein Koffer ist übersät mit Aufklebern, Häfen, deren Namen ich nicht alle kenne. Als sein Name aufgerufen wird, tritt er vor, ohne zu zögern, reicht Pass und Impfnachweis in einer einzigen geübten Bewegung. „Wie oft schon?“, fragt jemand hinter mir, halb im Scherz. Er lacht leise, ohne sich umzudrehen. „Ich zähle nicht mehr in Jahren. Ich zähle in Verträgen.“ Kurz vorher hat er sein Handy aufleuchten lassen, ein Kind, das winkt, eingefroren auf einem Standbild, weil das Video nicht mehr weiterlädt. Er steckt es weg, bevor es zu Ende spielen kann. Traurig wirkt er dabei nicht. Nur geübt.

Ein Stück weiter in der Schlange zittert ein junger Typ, kaum älter als ich. Sein Hemd ist zu warm für die Hitze und zu förmlich für diesen Ort, seine Hände wissen nicht, wohin mit sich. Als er seine Papiere durchreicht, rutscht ihm der Impfnachweis aus den Fingern, und er bückt sich hastig danach, entschuldigt sich zweimal, bei niemandem im Besonderen. Irgendetwas an ihm sagt mir, dass er sich das hier anders vorgestellt hat.

Neben mir wartet ein Mädchen, kaum älter als ich, mit einem halb gelösten Zopf und einem Rucksack, der schwerer aussieht, als sie eigentlich tragen sollte. Sie lächelt jeden an, der ihr zu nahe kommt, viel zu breit für die Nervosität darunter, und die Worte sprudeln aus ihr, als könnte sie die Stille nicht aushalten. Rumänisch, sagt sie leise, mehr zu sich selbst als zu mir. Sie fängt meinen Blick auf und lächelt wieder, und irgendetwas an ihr fühlt sich sofort vertraut an, obwohl ich ihren Namen noch nicht kenne.

In der Schlange kursieren schon die ersten Geschichten, leise weiterge-reicht wie etwas, das man eigentlich nicht sagen sollte. Von einer Kreuz-fahrt-direktorin, die letzte Saison einen Steward gefeuert haben soll, weil er am falschen Tisch zu oft gelächelt hat. Von einem Deck, das nachts abgesperrt wird, aus Gründen, die keiner laut sagen will. Von jemandem oben auf der Brücke, über den man besser schweigt, wenn man seinen Vertrag behalten möchte. Ich verstehe nur die Hälfte, aber ich spüre: Dieses Schiff hat längst seine eigenen Geschichten. Und ich werde, ob ich will oder nicht, gerade Teil davon.

Dann werden wir sortiert. Housekeeping hier drüben, Galley dort, Deck- und Technik-Crew in einer eigenen Schlange, Entertainment wieder woanders. Wie Vieh, denke ich, und schäme mich sofort für den Gedanken. Aber es fühlt sich genau so an: die ruhige, routinierte Aufteilung von zwanzig fremden Leben in Decks und Kabinenummern.

Als endlich mein Name fällt, folge ich einem jungen Mann mit Tablet in der Hand und Sonnenbrand im Nacken. Wir gehen an einer endlosen weißen

Bordwand entlang, dann eine Rampe hoch. Metall unter meinen Füßen. Es vibriert leicht. Zwischen Kai und Bordwand glitzert unten ein Streifen schwarzes Wasser, kaum breiter als ein Bett, und ich denke unsinnigerweise: Da passt ein ganzes altes Leben rein. Und plötzlich ist da dieses Geräusch: das sanfte Brummen eines Schiffes, das lebt.

Ich bin an Bord.

Der Empfangsbereich ist kleiner als erwartet. Eng. Überall Koffer, Stimmen, Uniformen. Ich fühle mich wie ein Kind am ersten Schultag. Verloren, unpassend bekleidet, zu ehrlich aufgeregt. Mein T-Shirt klebt mir am Rücken, und ich frage mich, ob man meine Unsicherheit riecht.

Dann sehe ich ihn.

Er steht ein paar Meter entfernt, halb im Schatten, halb im Licht. Die Uniform sitzt perfekt, fast schon provozierend makellos, aber nicht steif – als wäre sie ein Teil von ihm. Er hat die Arme hinter dem Rücken verschränkt, seine Haltung ruhig, kontrolliert, fast wie ein Standbild, das atmet.

Ich sehe die Linie seines Kiefers, glatt rasiert, die Art, wie das Deckenlicht auf seinem kurzen dunklen Haar liegt. Seine Hände sind ineinander gelegt, ruhig, ohne die kleinste Bewegung, die etwas verraten würde. Ich zähle die Sekunden nicht bewusst mit, und doch weiß ich hinterher, dass es mehr als drei waren, in denen ich einfach nur schaue. Ohne Grund. Ohne Plan.

Sein Blick geht über uns hinweg – oder durch uns hindurch? – wachsam, ja, aber nicht suchend. Als wüsste er längst, was er sehen will. Oder wen.

Ich warte auf den Sekundenbruchteil, in dem sein Blick an mir hängen bleibt. Er kommt nicht. Seine Augen gleiten über die Reihe der Neuankömmlinge wie über eine Liste, die er längst auswendig kennt, und ich bin nur eine weitere Zeile darauf, ungelesen. Das sollte mich nichts angehen. Es tut es trotzdem.

Es ist, als hätte sich die Luft verändert, als hätte mein Körper schneller reagiert als mein Verstand. Ich könnte nicht sagen, wie er riecht, dafür steht er zu weit weg, aber ich bilde es mir trotzdem ein: Rasierwasser und gebügelte Baumwolle, etwas, das zu einem Mann gehört, der nie in Eile ist. Mein Magen zieht sich leicht zusammen. Es ist nichts, und doch alles.

Vielleicht ist es seine Ruhe, diese kontrollierte, selbstverständliche Präsenz. Vielleicht, dass er sich gar nicht bemüht zu wirken – und genau das tut er, ohne es zu wissen.

Nur einen Moment lang. Dann wendet er sich ab und geht.

„Brücke“, zischt es hinter mir, kaum lauter als das Brummen des Schiffs. „Spar dir den Blick. Der sieht seit Jahren niemanden an.“

Ich bleibe stehen, obwohl es nichts mehr zu sehen gibt. Meine Augen folgen der Stelle, an der er eben noch stand. Irgendwo in mir zählt etwas nach, ein Nachhall, der sich nicht abstellen lässt.

Ich weiß nicht, warum mein Herz in dem Moment einen Hüpfen macht. Vielleicht, weil sein Blick kein Interesse gezeigt hat. Keine Spur von Lächeln. Nur Klarheit. Distanz. Etwas, das ich nicht einordnen kann.

Männer haben mich angesehen, natürlich. Im Hotel, auf der Straße, mit dieser klebrigen Selbstverständlichkeit, die man hinterher abwischen möchte. Das hier war das Gegenteil. Er hat mich übersehen – und ich ertappe mich bei der Frage, wie es sich anfühlen würde, wenn er es nicht mehr tut.

Wer ist er?

Und warum macht dieser eine Blick so viel mit mir?

Danach geht alles wie in Watte. Ich bekomme ein Namensschild, einen schmalen weißen Umschlag mit meinem Crewausweis und einen Lageplan, den ich sofort wieder vergesse. Die Einweisung hält eine Frau vom Crew-Office, die ihre Sätze öfter gesagt hat als ihren eigenen Namen: Sicherheit, Kabinenregeln, Feueralarm. Ich verstehe die Hälfte. Dann legt sie eine

Pause ein, sieht uns der Reihe nach an, und der nächste Satz schneidet sich messerscharf in mein Bewusstsein: „Keine Beziehungen zwischen Rängen. Kein Offizier mit Crew. Und was auf Ihrem eigenen Deck passiert, passiert leise.“

Niemand lacht. Ein paar sehen zu Boden, als wüssten sie schon, wen der Satz meint.

Ich blinzele. Habe ich das richtig gehört?

Ein Teil in mir lacht still – ich habe sowieso nicht vor, mich zu verlieben. Ich bin doch anständig, diszipliniert. Ich bin hier, um zu arbeiten. Nicht, um mich in irgendwelchen Kabinen zu verlieren.

Und trotzdem... ein anderer Teil in mir kribbelt. Als wäre das Verbotene kein Warnschild, sondern ein Versprechen: Wenn du etwas fühlen solltest, Lina – dann wird es dich nicht fragen.

Die Stimmen um mich herum sind zu laut, zu nah. Ich fühle mich wie jemand, der zu schnell aufgestanden ist.

Das Mädchen aus der Schlange wird mir zugeteilt – der halb gelöste Zopf, das Lächeln, das zu breit ist für die Nervosität darunter. „Sorina“, sagt sie und schüttelt mir die Hand, als hätten wir gerade zusammen etwas gewonnen. Sie ist neu, genau wie ich, und sie redet, als könnte sie die Stille nicht aushalten. Ich höre ihr gern zu. Ihre Aufregung macht meine leiser. Wir laufen gemeinsam den schmalen Gang entlang, der nach Maschinenöl und Reinigungsmitteln riecht. Jeder Schritt lässt den Boden leise vibrieren.

Dann stehen wir vor unserer Kabine. Eine Metalltür, grauer Griff, kaum breiter als eine Schrankwand. Die Luft ist kühl und trocken, das Fenster nicht größer als ein Briefumschlag.

Eine Stunde später liege ich auf dem oberen Bett. Der Ventilator summt, unter mir quasselt Sorina über Essenszeiten und Uniformfarben. Ich höre kaum hin.

Der Raum riecht nach Desinfektionsmittel und Metall, die Decke ist niedrig. Ich kann nicht stillliegen. Die Matratze ist hart, darunter spüre ich das Holzbrett. Bei jeder Bewegung knarzt der Rahmen. Durch die Wand höre ich Wasser in Rohren, irgendwo Schritte, dann gedämpftes Lachen, zwei Stimmen, die leiser werden, und eine Tür, die sich sehr vorsichtig schließt. Das Schiff schläft nicht. Es flüstert nur. Ich frage mich, wie viele Geschichten in diesem Moment hinter wie vielen Türen anfangen – und ob man ihnen morgen ansieht, dass es sie gibt.

Ich fahre mir mit den Fingern über den Unterarm, spüre die Gänsehaut, obwohl es warm ist. Ist das nur Aufregung? Oder habe ich etwas gespürt, das ich nicht greifen kann?

Ich habe es wirklich getan.

Ich bin nicht mehr Lina aus der Kleinstadt mit dem sicheren Job im Hotel – dort, wo selbst der Luxus kontrolliert, distanziert, diskret war. Hier auf dem Schiff fühlt sich alles unmittelbarer an. Als hätte das Meer selbst die Fassaden abgetragen.

Ich bin jetzt Lina auf einem Schiff. Irgendwo auf dem Meer.

Und ich muss mich wieder daran erinnern, warum ich hier bin. Um zu arbeiten. Um Erfahrungen zu sammeln. Um mein Englisch zu verbessern, die Welt zu sehen und vielleicht irgendwann mal in einem Vorstellungsgespräch selbstbewusst sagen zu können, dass ich neun Monate auf See war.

Nicht, um mich in fremde Blicke zu verlieren.

Nicht wegen eines adretten Mannes mit verschränkten Armen und einem Schweigen, das in mir nachhallt.

Aber warum kribbelt es dann noch immer?

Ich ziehe die Knie an meinen Körper, lege das Kinn darauf und atme tief ein. Unter mir ist Sorina mitten im Satz eingeschlafen. Morgen beginnt alles. Die Arbeit. Die Ablenkung. Die Struktur.

Ich muss mich konzentrieren.

Verlieben?

Nein. Ganz sicher nicht.

Dafür bin ich nicht hergekommen.

Zumindest hatte ich das geglaubt.

2 · Zwei Decks

Mein Wecker klingelt um 05:50 Uhr. Ich bin schon vorher wach.

Nicht weil ich aufgeregt bin – sondern weil ich kaum geschlafen habe. Zu viel Lärm im Kopf, zu viele Gedanken an eine Uniform, die ich nicht kenne, an einen Blick, der keiner war, und an Regeln, die sich wie unsichtbare Fesseln um mich gelegt haben.

„Keine Beziehungen zwischen Rängen. Kein Offizier mit Crew.“

Der Satz hat sich in meine Gedanken gebrannt wie ein Warnschild. Und ich habe noch nicht einmal richtig angefangen zu arbeiten.

Housekeeping. Das heißt: Kabinen reinigen. Bettlaken wechseln. Toiletten putzen. Staubwischen. Saugen. Alles mit Zeitdruck. Und immer freundlich bleiben.

Wir werden zu sechst eingeteilt, zwei Decks, dreißig Kabinen. Dienstbeginn sechs Uhr dreißig, zehn bis zwölf Stunden Schicht, vielleicht mehr. Kein Meckern, kein Zögern. Die Gäste sollen davon nichts spüren – und unsere Müdigkeit am besten auch nicht.

Die Supervisorin heißt Marta. Eine Polin mit strengem Dutt, durchtrainiertem Körper und dieser Art von Stimme, bei der du automatisch Haltung annimmst. Keine Smalltalks mit Gästen. Kein Privathandy am Gang. Kein Zuspätkommen. Und vor allem: keine Ablenkung durch Gefühle.

„We don't date. We don't flirt. We work.“ Sie sagt es auf Englisch, damit es alle verstehen, und sieht dabei niemanden Bestimmtes an – was schlimmer ist, als würde sie jemanden ansehen. „Nicht nach oben. Nicht mit Uniform. Nicht bei mir.“

Ich nicke wie alle anderen. Aber mein Magen zuckt leicht bei dem Wort flirt. Ich? Flirten? Ich will doch nur arbeiten.

Und doch...

Die erste Kabine riecht nach Sonnencreme und Parfum. Die Vorhänge sind halb zugezogen, das Bett zerwühlt, ein rotes Kleid über dem Stuhl, ein Bikini auf dem Boden. Zwei Gläser mit Lippenstiftabdrücken neben einer geöffneten Flasche Sekt. Auf dem Nachttisch: ein zerknülltes Kondompäckchen, ein Slip aus schwarzer Spitze, halb unter das Kopfkissen gerutscht.

Ich stehe einen Moment zu lang da. Nicht, weil es mich stört. Sondern weil ich spüre, wie etwas in mir zu kribbeln beginnt.

Es ist, als würde man in ein fremdes Leben treten, jeden Tag aufs Neue. Und manchmal auch in fremde Begierden.

Manchmal läuft leise Musik im Hintergrund, manchmal höre ich eine Dusche oder Stimmen durch die Wand. Ich lerne schnell, mich fast lautlos zu bewegen, die Tür leise zu schließen, die Decke glattzustreichen. Es ist körperlich anstrengend – aber auch intim.

Ich sehe Handys neben Bettkanten liegen, Bücher auf Nachtkästchen, benutzte Kondome im Mülleimer. Ich denke oft nicht darüber nach – sonst würde ich mich schmutzig fühlen.

Aber manchmal bleibt mein Blick hängen – auf einem Polaroid, einem Zettel mit krakeliger Handschrift, einer vergessenen Haarspange. Kleinigkeiten, die mich daran erinnern: Menschen leben hier, lieben, streiten, hoffen. Alles auf wenigen Quadratmetern.

Als ich mich bücke, um ein heruntergefallenes Handtuch aufzuheben, spüre ich plötzlich einen Blick im Rücken. Kein offener, kein direkter – aber einer, der mich trifft. Wie ein Stromschlag zwischen den Schulterblättern.

Ich bleibe eine Sekunde länger gebückt, als nötig wäre, nur um zu prüfen, ob das Gefühl bleibt. Es bleibt. Es wird sogar deutlicher – das

warme, unbequeme Wissen darum, dass ich gerade betrachtet werde, von jemandem, der es nicht verbirgt und es doch nicht zeigt.

Ich richte mich auf, drehe mich um. Da steht er.

Ethan Moreau. Erster Offizier. Uniform, Haltung, Stille. Der gleiche Ausdruck wie gestern. Vielleicht ein Hauch weicher. Vielleicht bilde ich mir das nur ein.

Für einen Atemzug sehen wir uns tatsächlich an, ohne Ausweichen. Seine Augen sind heller, als ich sie in Erinnerung hatte, ein kühles, klares Grau, das mich nicht mustert, sondern nur registriert – als würde er einen Gegenstand katalogisieren, den er später wiederfinden muss.

Ich sehe ihn nicht direkt an. Ich tue so, als würde ich mir eine Strähne aus dem Gesicht streichen. Doch mein Körper reagiert – die Haut an meinen Armen prickelt.

Ich lächle nicht. Nicht richtig. Nur innerlich.

Wenn das ein Flirt ist, dann einer ohne Worte. Ohne Absicht. Oder?

Er geht weiter. Ich bleibe zurück.

Ich stehe noch mit dem Handtuch in der Hand, als seine Schritte längst verklungen sind. Irgendwo zwischen meinen Rippen sitzt noch der Abdruck seines Blicks, wie eine Hand, die kurz dort gelegen hat und wieder verschwunden ist.

Und plötzlich weiß ich, dass diese Regeln – „We don’t date. We don’t flirt.“ – sehr viel schwieriger einzuhalten sind, als ich gedacht habe.

Ich weiß auch, dass mein Körper nicht fragt, was erlaubt ist. Er reagiert einfach. Ohne Rücksicht. Ohne Absprache mit meinem Kopf.

Und vielleicht ist genau das das Gefährlichste an all dem.

Ich wringe gerade einen Lappen aus, als Marta hinter mir steht. „Kroll, mitkommen.“ Kein Bitte, kein Warum. Ich lasse alles stehen und folge ihr.

Wir gehen den Gang entlang, durch eine Schiebetür, vorbei an zwei Serviceaufzügen. „Eine Kollegin ist krank geworden. Suite-Bereich. Du warst vorher in einem Fünf-Sterne-Hotel, oder?“

Ich nicke, überrascht. „Ja. Im Housekeeping. Ich hatte VIP-Bereiche.“

„Gut. Dann solltest du wissen, was Diskretion heißt. Du springst heute bei den Luxus-Suiten ein. Deck 12, vorderer Bereich. Nur Einzelgäste. Die Liste hängt. Aber vorher gehst du dich umziehen. Dort oben tragen wir keine Poloshirts und Arbeitshosen. Für das Housekeeping bei den VIPs gibt es die schwarze Uniform. Haare zum Dutt. Und keine Diskussion, klar? Ich schau’s mir an, bevor du hochgehst. Und kein Wort über das, was du dort siehst. Klar?“

Ich nicke. Klar.

Aber das Gefühl in meinem Bauch ist alles andere als klar.

Ich gehe zurück durch die Personaltür, den Gang entlang, bis zu den Spinden, wo ein kleines Schild „Suite Staff only“ prangt. Die Tür quietscht leise, als ich sie aufschiebe.

In der Umkleide stehen drei Frauen um eine Bank und reden, ohne aufzuhören, als ich hereinkomme. Das ist das Erste, was ich über dieses Schiff lerne: Man redet weiter und schaut dich dabei an.

„...und sie sagt, sie hat nichts gemacht“, sagt die eine. „Sechs Wochen später ist sie weg.“

„Die von der Spa?“

„Die von der Rezeption. Die mit den Haaren.“

„Ach die.“

Sie lachen alle drei, kurz und trocken, wie über etwas, das man schon dreimal gehört hat. Dann sieht mich die Älteste an, von unten nach oben, und ihr Blick bleibt an meinem Namensschild hängen.

„Neu?“

„Seit gestern.“

„Housekeeping?“

Ich nicke.

„Dann merk dir zwei Sachen.“ Sie zieht ihren Spind zu. „Erstens: Was du in den Kabinen siehst, siehst du nicht. Zweitens: Was du selber machst, sehen alle.“

Die anderen beiden lachen wieder. Ich lache mit, weil ich nicht weiß, was man sonst macht.

Drinne ist es kühler. Ruhiger. Ein anderer Rhythmus als unten.

Ich gehe zur kleinen Kleiderausgabe im Nebenraum – ein schmaler Tresen, dahinter eine philippinische Kollegin mit scharfem Blick und einem Klemmbrett.

„Suite Service?“ fragt sie knapp. Ich nicke.

Sie mustert mich, verschwindet zwischen zwei Schränken und kommt mit einem Kleiderbügel zurück.

„Größe 36. Zieh es an. Keine Flecken. Keine Falten. Wenn du dich nicht wohlfühlst – gewöhn dich dran.“

Ich nehme das Kleid entgegen und gehe zurück zu meinem Spind.

Der Stoff ist schwerer als erwartet, kühl auf meiner Haut. Schwarz. Eng tailliert. Mit einem zarten Glanz, der bei jeder Bewegung schimmert.

Ich streife es über – erst vorsichtig, dann fester – und spüre, wie es sich an mich schmiegt wie eine zweite Haut. Es lässt meine Schultern automatisch aufrechter werden.

Der Rock endet ein gutes Stück über dem Knie – gerade so, dass ich ihn bei jedem Schritt spüre. Der Ausschnitt ist tiefer, als ich es gewohnt bin. Nicht vulgär. Aber sichtbar.

Meine Brüste füllen den Stoff kaum aus – doch genau das gefällt mir. Es wirkt ... aufgeräumt. Klar.

Ich schiebe die Träger zurecht, atme flach. Etwas in mir will sich ducken.

Ein anderer Teil richtet sich auf. Wach. Bereit.

Ich binde meine Haare zurück, fester als sonst, stecke sie mit zwei Spangen streng hoch. Der Dutt sitzt exakt.

Als ich in den Spiegel sehe, halte ich kurz den Atem an. Ich wirke nicht wie jemand, der Ordnung bringt – sondern wie jemand, der sie stören könnte. Im Spiegel sehe ich eine Fremde, die mir gehört, und ich merke, dass ich sie mag.

Nicht brav. Nicht harmlos. Eine Version von mir, die bereit ist, gesehen zu werden – auch wenn ich es noch nicht bin.

Marta kommt wenige Minuten später. Sie mustert mich von oben bis unten, die Arme verschränkt.

„Passt. Zieh den Rock etwas runter. Kein Schmuck. Lippen unauffällig. So ist gut.“

Ich nicke.

Aber innerlich klopft es. Nicht laut. Aber regelmäßig.

Ich habe im Hotel mit Luxus gearbeitet, aber das hier ist intimer, aufgeladener. Als hätte das Schiff selbst Geheimnisse, die durch die Wände sickern.

Nicht glänzender. Aber näher an der Haut.

Oben ist der Teppich weich wie Samt. Die erste Suite riecht nach teurem Parfum und etwas Dunklerem. Zerwühlte Seidenlaken, ein Frühstückstablett mit Champagner, im Bad beschlagene Spiegel und feuchte Handtücher. Auf der Kommode ein seidener Kimono, halb geöffnet, darunter schwarze Dessous, fein wie Spinnweben.

Neben dem Sektkühler steht eine leere Weinflasche aus der Drôme. Jemand hat zwei Gläser danebengestellt und nur eines benutzt.

Ich sollte mich einfach umdrehen und professionell funktionieren. Aber ich spüre, wie mein Körper reagiert. Die Luft ist voller Geschichten, die

unter die Haut kriechen – Lust, die nachklingt, obwohl keiner mehr im Zimmer ist.

Und da stehe ich. Lina Kroll. Diszipliniert. Anständig. Und trotzdem ist mein Blick nicht frei von Vergleich.

Nur ein paar Stunden zuvor, zwei Decks tiefer, drang durch die dünnen Wände rhythmisches Stöhnen – direkt, unverhüllt, fast trotzig lebendig.

Hier ist alles leiser. Teurer. Verpackt in Seide und goldene Armaturen. Aber im Mülleimer liegt das Gleiche: ein benutztes Kondom. Dieselbe Geste – nur mit Samthandschuhen.

Zwei Welten – und doch der gleiche Hunger darunter.

Ich frage mich plötzlich, was mich mehr berührt: das Rohe auf Deck fünf oder das Seidene auf Deck zwölf.

Und wie es sich anfühlen würde, wenn jemand mich so aus dem Kleid schälen würde, wie diese Frau ihren Kimono verloren hat.

Ich schüttele innerlich den Kopf, atme durch. Ich bin hier, um etwas zu lernen, um mir etwas aufzubauen.

Nicht, um mich in Fantasien zu verlieren.

Nicht jetzt.

Ich streiche das Laken glatt – straffer als nötig – und zwingen mich, das Zimmer im Kopf zu organisieren.

Jetzt habe ich zu funktionieren.

Aber in mir vibriert noch immer etwas nach. Als hätte mein Körper längst entschieden, was mein Kopf noch nicht denken darf.

Meine Oberschenkel sind gespannt, mein Atem flach, als hätte mein ganzer Körper heimlich Ja gesagt – zu etwas, das noch nicht geschehen ist.

Wie es weitergeht

Ein Blick im Suitengang, ein Reglement ohne Ausnahmen – und ein Körper, der heimlich schon Ja gesagt hat. Was zwischen Lina und dem Ersten Offizier noch nicht einmal begonnen hat, wird das ganze Schiff beschäftigen: eine Sturmnacht, ein Foto, eine Meldung, eine Anhörung. Und eine Entscheidung, die alles kostet.

„**Kein Landgang**“ erscheint 2026 als E-Book – Band 1 der MS-Aurelia-Reihe. Slow Burn auf hoher See: knisternde Verzögerung, ein Dorf aus Stahl, in dem jeder alles weiß, und ein Preis, den am Ende wirklich jemand zahlt. Für Leserinnen ab 16.

Neuigkeiten und Erscheinungstermin: **mrsorell.de**